



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Allerhand Sprachdummheiten : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Allerhand Sprachdummheiten

(Fortsetzung)



esonders traurig ist es um den Konjunktiv des Imperfekts (und des Plusquamperfekts) bestellt. Da giebt es einen Fall, der freilich nicht jedem Holzkloß begreiflich zu machen ist, aber doch auch nicht so schwierig ist, daß er nicht von einem leidlich befähigten Menschen zu verstehen wäre, umso mehr, als sich der gewöhnliche Mann in der lebendigen Sprache auch da stets richtig ausdrückt, ihm also eigentlich nur zum Bewußtsein gebracht zu werden braucht, weshalb er sich so ausdrückt. In den fremden Sprachen wird denn auch der Zunge in der Schule gerade über diesen Fall wieder aufs genaueste unterrichtet, nur in der Muttersprache erfährt er wieder nichts davon, und wenn er später selber einmal drauf aufmerksam wird, schwankt, zweifelt, dann tritt auch hier wieder ein, was bei kenntnislosem Nachdenken über Spracherscheinungen gewöhnlich eintritt: er tappt in der besten Absicht ins Falsche. Was ich meine, sind die Nebensätze mit sogenanntem irrealen Sinn.

Die gebräuchlichsten und die, die wohl niemand so leicht falsch bildet, weder beim Sprechen noch beim Schreiben, sind die irrealen Bedingungsätze mit den dazugehörigen Hauptsätzen. Jedermann sagt und schreibt richtig: wenn ich Geld hätte, käme ich, oder: wenn ich Geld gehabt hätte, wäre ich gekommen. Der Sinn ist in dem ersten Falle: ich habe aber keins, im zweiten: ich hatte aber keins, mit andern Worten: das Geldhaben sowohl wie die Folge davon, das Kommen, wird in beiden Fällen als nichtwirklich, als „irreal“ hingestellt. Die Sprache verfährt sehr drastisch dabei. Der Konjunktiv an sich drückt ja schon aus, daß der Satz keine Thatsache enthält, sondern nur etwas Gedachtes. Aber etwas Gedachtes kann ja immer noch möglich sein. Es soll aber noch mehr geschehen, es soll ausgedrückt werden, daß der Satz eine Nichtthatsache, etwas Nichtwirkliches (Irreales) enthalte. Das erreicht die Sprache dadurch, daß sie den Gedanken nicht bloß aus dem Bereiche der Wirklichkeit (den der Indikativ ausdrücken würde) sondern außerdem auch noch aus dem Bereiche der Gegenwart rückt: eine irrealer Bedingung in der Gegenwart wird durch das Imperfekt (wenn ich hätte), eine

irreale Bedingung in der Vergangenheit durch das Plusquamperfekt (wenn ich gehabt hätte) ausgedrückt. Doch das macht, wie gesagt, jeder richtig, wenn er auch vielleicht nie darüber nachgedacht hat, warum er es so macht.

Die Bedingungssätze sind aber nun keineswegs die einzigen Nebensätze, die irrealen Sinn haben können. Etwas sehr Gewöhnliches sind auch Relativsätze (der, die, das), Inhaltssätze (daß), Folgesätze (daß), Vergleichungsätze (als ob) mit irrealen Sinne. In allen diesen Sätzen verfährt die lebendige Sprache genau so wie in den irrealen Bedingungssätzen, das Volk bildet sie auch alle ganz richtig, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, nur der Papiermensch getraut sich nicht das Richtige hinzuschreiben, und so muß man denn täglich Sätze lesen wie folgende (ich schreibe wieder das Richtige jedesmal in Klammern daneben): ich kenne keine zweite Fachzeitschrift auf diesem Gebiete, die so allen Ansprüchen entgegenkommt (entgegenkäme!) — es dürfte heute kein Physiker zu ermitteln sein, der an die Möglichkeit eines absolut leeren Raumes glaubt (glaubte!) — die höhere Stufe, die ihn befähigt (befähigte!), mit voller Beherrschung der Mittel selbst zu lehren, hat er noch nicht erreicht — ich habe noch keinen gekannt, der das behauptet hat (hätte!) — es fehlte bisher an einem Buche, das dem Laien verständlich war (gewesen wäre!) und zugleich auf der Höhe der Wissenschaft stand (gestanden hätte!) — nie hat er etwas gethan, was mit seiner Unterthanenpflicht in Widerspruch stand (gestanden hätte!) — wir haben seit langen Jahren kein Abgeordnetenhaus gehabt, worin diese Partei so stark vertreten war (gewesen wäre!) — wir hören nichts davon, daß die weniger betroffenen Gemeinden den nothleidenden hilfreiche Hand boten (geboten hätten!) — wie selten sind diese Kenntnisse ein so sicherer Besitz geworden, daß mit Freiheit darüber verfügt wird (würde!) — diese Summe gewährt ihm keine genügende Unterstützung, daß er während seiner Studentenzeit sorgenfrei leben kann (könnte!) — die Sache ist damals beanstandet worden, ohne daß über den Grund aus den Akten etwas zu ersehen ist (wäre!) u. s. w. In Vergleichungsätzen mit irrealen Sinne wird allerdings fast immer richtig der Konjunktiv geschrieben, aber fast immer in falschem Tempus: er thut, als habe (hätte!) er schon damals diese Ansicht gehabt — als ob Wetterberichte, namentlich bei Hochwasser, unwichtig seien (wären!) u. s. w. Auch hier drängt sich der Konjunktiv des Präsens ein, weil ihn nun einmal viele Leute jetzt für den einzig feinen Konjunktiv halten. Auf den Indikativ verfällt in irrealen Vergleichungsätzen wohl nicht leicht jemand; wo es geschieht, ist es geradezu grauenvoll. Es giebt unter den neuern Liedern von Brahms eins auf einen Text von Hermann Allmers, „Eseldeinsamkeit“ überschrieben, eines der herrlichsten Lieder für Baryton, die je komponirt worden sind. Aber es ist eine Stelle drin, die einem das ganze Lied verleiden kann; am Schlusse heißt es:

Die schönen weißen Wolken ziehn dahin  
 Durchs tiefe Blau wie schöne stille Träume;  
 Mir ist, als ob ich längst gestorben bin (!)  
 Und ziehe (!) selig mit durch ewige Räume.

Das bringt man doch beim Singen kaum über die Lippen!

Leider wird die klägliche Unsicherheit im Gebrauche der Modi im Deutschen noch durch zweierlei befördert: erstens durch die abscheuliche Unsitte, in Nebensätzen das sogenannte Hilfszeitwort wegzulassen, zweitens durch den von Osterreich und Süddeutschland aus sich immer mehr verbreitenden widerwärtigen Provinzialismus, den Konjunktiv des Imperfekts durch würde und den Infinitiv zu umschreiben. Daß uns die erste Unsitte unsern ganzen Satzbau mehr und mehr ins Wanken bringt, habe ich schon früher bei andrer Gelegenheit gesagt. Wo soll das Gefühl oder gar das Bewußtsein von der Bedeutung der Tempora und Modi herkommen, wenn neun Zehntel aller Schreibenden jedes ist, sei, war, wäre, hat, habe, hatte, hätte am Ende der Nebensätze unterdrücken und dem Leser nach Belieben zu ergänzen überlassen? In den meisten Fällen ist dieses Unterdrücken des verächtlicher Weise so genannten Hilfszeitwortes nichts als ein bequemes Mittel, sein Ungeschick oder seine Unwissenheit zu verbergen.

Freilich ist es sehr bequem, zu schreiben: Daß viele Glieder der ersten Gemeinde arm gewesen, ist zweifellos, daß es alle gewesen, ist sehr zu bezweifeln oder: wenn man nicht annehmen will, daß seine Genialität ihm geoffenbart, was andre vorher schon gefunden. Die Herren würden in schöne Berlegenheit kommen, wenn man sie nötigen wollte, die unfertigen Sätze einmal gefälligst fertig zu machen. Hätten sie gewußt, daß es heißen muß: daß viele Glieder der Gemeinde arm gewesen sind, ist zweifellos, daß es alle gewesen seien, ist sehr zu bezweifeln, und: wenn man nicht annehmen will, daß seine Genialität ihm geoffenbart habe, was andre schon vorher gefunden hatten — so hätten sie es ganz gewiß hingeschrieben. Aber man weiß eben nichts, und da man sich doch durch Hineintappen in den falschen Modus nicht blamiren will, überdies das Abhacken der Satzschwänze allgemein als besondere Sprachschönheit gilt, so ist die Sache ja sehr einfach, man schreibt: schon die Enkel Chlodwigs beklagten sich, daß die Kirche jetzt habe, was einst den Königen gehört — die französische Presse hatte die Hoffnung ausgesprochen, daß Straßburg die Scharte auswehen würde, die der Patriotismus der Stadt durch die Zwischenwahl erlitten — Birchow meinte, wir könnten zufrieden sein, daß wir mit einer so kleinen Niederlage davongekommen — Goethe stellte im Götz von Berlichingen seinem Volke dar, was es früher gewesen und wie es durch die Herrschaft der Fremden verdorben worden — und überläßt es dem Leser, ob er sich die unfertigen Sätze aus dem Sinne des Schreibenden heraus oder aus dem Sinne des regierenden Subjekts heraus (beklagte sich, hatte die Hoffnung ausgesprochen, meinte, stellte dar)

ergänzen will. Die Nachlässigkeit geht so weit, daß man sogar schreibt: ein großer Künstler, der zugleich Bildhauer, könnte sein feinstes Kunstgefühl hier walten lassen. Man kann hundert gegen eins wetten, daß der Schreibende sich überlegt hat: ist oder wäre? Ist hat ihm nicht gefallen, wäre hat er sich nicht zu schreiben getraut, und so schreibt er — gar nichts.

Die Unsitte der österreichischen Sprache, alle Konjunktive des Imperfekts mit würde zu umschreiben, will ich, da es die Gelegenheit gerade giebt, gleich im Zusammenhange mit einigen andern Sprachumarten besprechen, mit denen wir jetzt immer mehr aus österreichischen Zeitungen überschwemmt werden. Daß unsre Zeitungsredakteure mit der Schere und dem Gummitopf arbeiten, wird ihnen niemand zum Vorwurfe machen. Daß aber auch größere und bessere Zeitungen sich nicht einmal die Mühe nehmen, wenn sie einem kümmerlichen Provinzialblättchen etwas entnehmten, die größten Sprachschneider zu verbessern, und wenn sie aus österreichischen Blättern etwas abdrucken, die häßlichen Austriazismen ins Deutsche zu übersetzen, ist eine Schande. Aus philologischer Gewissenhaftigkeit drucken sie doch das Zeug nicht buchstäblich nach.

Für brauchen sagt der Österreicher benötigen, für benachrichtigen sagt er verständigen (jemand verständigen, während im Deutschen nur zwei oder mehrere sich unter einander verständigen können); beides liest man jetzt auch in deutschen Zeitungen immer häufiger. In unsrer Studentensprache ist seit einiger Zeit das schöne Wort unterfertigen (statt unterzeichnen) Mode geworden. Es ist eine lächerliche Bastardbildung. Der Österreicher sagt: der Gefertigte statt: der Unterzeichnete. Das hatte vor zehn Jahren einmal dem Schriftführer einer akademischen Vereinigung so gefallen, daß er sich nicht enthalten konnte, es nachzumachen. Er vermengte aber fertigen mit unterzeichnen, so entstand die Mischform, und seitdem erfüllt beim „Ableben“ eines Mitgliedes stets der unterfertigte Schriftführer die „traurige Pflicht, die geehrten a. H. a. H. und a. o. W. a. o. W. (auf diese Runen ist der „unterfertigte“ ganz besonders stolz) geziemend davon in Kenntnis zu setzen.“

Unerträglich für deutsche Ohren ist das österreichische gestanden sein und gefessen sein, z. B. die Personen, mit denen er in näherem Verkehr gestanden ist — es lebten noch Männer genug, die in der Paulskirche gefessen waren — Gott der Gerechte! ist das wirklich österreichisch, oder ist es am Ende gar Mäuscheldeutsch? Ganz unerträglich sind ferner die Verbindungen: an etwas vergessen, auf etwas vergessen und auf etwas erinnern (auf die Einzelheiten des Stückes konnte ich nicht mehr erinnern), die Bestimmung der Zeitdauer mit durch (der Vorfall bildete durch mehrere Tage den Gegenstand der Aufmerksamkeit), die Kausalsätze, die mit nachdem, und die Konzessivsätze, die mit obzwar anfangen: großartige Wirkungen können auf einem Landgute durch Gehölzanzpflanzungen herbeigeführt werden, nachdem hie und da zerstreute Baumgruppen den größten Reiz eines Landschaftsbildes

ausmachen. Namentlich das obzwar ist in seiner ausschließlichen Verwendung geradezu unausstehlich. Welchen Reichtum haben wir im Deutschen für Konjunktivsätze: obgleich, obgleich, wenn gleich, wenn auch, trotzdem daß — der Wiener kommt überall mit seinem obzwar.

Unerträglich für deutsche Ohren ist auch der Mißbrauch, den der Österreicher mit dem Pronomen jener treibt. Im guten Deutsch wird jener nur in die Ferneweisend gebraucht, mit einem bald stärkeren, bald schwächeren rhetorischen Beigeschmack; der Österreicher ist mit seinem jener überall statt des einfachen demonstrativen der bei der Hand, vor Relativsätzen (diese Vorlesungen haben nur einen bedingten Wert für jenen (den!)), der selber Einsicht genug hat, um Dichterwerke ohne Beihilfe zu lesen und zu verstehen) namentlich aber vor einem davon abhängigen Genetiv: der Orden der Dominikaner und jener (der!) der Franziskaner — wir hoffen daß die Ausstellung sich ebenso folgenreich erweisen werde wie jene (die!) von 1873 — obgleich die Gesamtzahl ihrer Kräfte jenen (denen!) des Feindes bedeutend nachstand — ein Ecce homo trägt das Monogramm Ludwig Krugs, eine Madonna jenes (das!) des Marcantonio Raimondi — so auffallend erschien dem Tacitus die Art des deutschen Anbaus gegenüber jener (der!) der romanischen Völker — größere Gebäude, wie Kirchen und Seminare, dürfen für die Gesellschaft Jesu nur mit Erlaubnis des Generals, kleinere mit jener (der!) des Provinzials errichtet werden u. s. w. Die letztere Anwendung, die vor dem Genetiv, kann einem geradezu den Magen umkehren.

Eine ganze Reihe von Eigenheiten hat der Österreicher im Gebrauch der Adverbien. Er sagt da und dort statt hie und da, im vorhinein statt von vornherein, beiläufig statt ungefähr (bis zur höchsten Spitze ist es beiläufig sechstausend Fuß — dies ist beiläufig der Inhalt des amüsanten Buches), während im Deutschen beiläufig nur bedeuten kann nebenbei, im Vorbeigehen (beiläufig will ich bemerken). Neuerdings, das im Deutschen nichts anderes heißen kann als in neuerer Zeit (neuerdings ist der Apparat noch wesentlich vervollkommenet worden) wird vom Österreicher auch anders gebraucht, er schreibt es in dem Sinne von wiederum, nochmals, abermals, von neuem, z. B. es kommt mir nicht drauf an, oft gesagtes neuerdings zusammenzustellen — er hat mich hierdurch neuerdings zu Danke verpflichtet — in diesem Vortrage wird neuerdings die Frage untersucht — es kam eine Schrift zur Verlesung, in der B. neuerdings für seine Überzeugung eintrat. Für nur noch sagt der Österreicher nur mehr, z. B. leidenschaftliche Gedichte von nur mehr geschichtlichem Wert — alle Bemühungen sind jetzt nur mehr darauf gerichtet — sie halten es mit den Staliern, die, wenn eine Grundform geschaffen war, sich ein für allemal dabei beruhigten und nur mehr in der Ausführung des Einzelnen ihr Erfindungstalent zu zeigen pflegten.

Zu alledem kommt nun das schöne würde statt einer wirklichen Konjunktivbildung. Im Deutschen giebt es ja diese Umschreibung auch, aber da ist sie aufs allerstrengste beschränkt auf die Hauptsätze und gewisse Arten von Nebensätzen; schlechterdings ausgenommen davon sind alle Bedingungs-, Vergleichungs- und Wunschsätze. Aber gerade diese drei Satzarten sind es, in denen sie der Österreicher mit Vorliebe, ja so ausschließlich anwendet, daß er von Hunderten von Zeitwörtern einen richtigen Konjunktiv des Imperfekts zu bilden schon ganz verlernt hat. Formen, die etwas über das Allergewöhnlichste und Alltäglichsste hinausgehen, wie schüfe, schlöffe, schöbe, getraut sich kein Österreicher mehr zu bilden, er kommt nur noch mit seinem schaffen würde, schließen würde: der Verwaltungsausschuß ist der Ansicht, daß es von großer Bedeutung wäre, wenn der Leserkreis des Blattes sich vermehren würde — weniger Sauberkeit und Regelmäßigkeit wäre dichterisch wertvoller, wenn sich eine starke Natur, eine glühende Leidenschaft, ein hoher Sinn offenbaren würden — selbst wenn ihnen der Brotherr nicht den schuldigen Lohn entrichten würde, könnte er daraus nicht den Grund zu einem Anspruch ableiten — der Stil seiner Abhandlung wird oft so hoch, als wenn er über Goethe schreiben würde — hat die Kochstunde geschlagen, so muß das Feuer flackern, als ob es auf Kommando gehen würde — wenn man die Arbeit eines Spezialisten auf therapeutischem Gebiete durchstudirt, so bekommt man stets den Eindruck, als wenn man das Urtheil eines Richters lesen würde, der in seiner eignen Sache entscheidet — wenn nur wenigstens eine künstlerische Form ihre Darstellung adeln würde! u. s. w. Die angeführten Beispiele sind aber keineswegs alle aus österreichischen Büchern oder Zeitungen genommen. Und das ist eben das Traurige, daß solches Deutsch nicht bloß aus österreichischen Blättern unverbessert nachgedruckt, sondern daß es auch schon massenhaft bei uns nachgeschrieben wird — von den einen aus Unbeholfenheit, von den andern aus Ungeschmack und Biererei, weil sie es schön finden. Ein wahres Wunder, daß wir den Rehrreim bei Mirza Schaffy und Rubinstein: Ach, wenn es doch immer so bliebe! überhaupt noch verstehen und nicht längst verschönert haben zu: Ach wenn es doch immer so bleiben würde! ein Wunder, daß wir das alte Volkslied: Wenn ich ein Vöglein wär! noch nicht umgestaltet haben zu: Wenn ich ein Beeglein sein würde und auch zwei Flieglein hoben würde!

Ich habe gar nichts gegen die guten Wiener, sie kochen und braten gut, sie backen auch gut, und ich wünsche mir manchmal statt meiner klantschigen Leipziger Semmel ein lockres Wiener Brötchen. Daß unsre Droschkenkutscher seit einigen Jahren das gequetschte Wiener ääääh! nachäffen, wenn sie Vorübergehende aufmerksam machen wollen, ist nicht gerade schön, aber gleichgiltig. Die gnädige Frau, die vor einigen Jahren auch aus Wien zu uns kam, ist von den obern Zehntausend mit einer solchen Schnelligkeit bis in die unter-

geordnetsten Gesellschaftskreise hinuntergestreckt, daß man förmlich stolz drauf sein kann, in seinen Gesellschaftskreisen ganz unberührt davon geblieben zu sein. Den Wiener Sprachunrat aber, den wollen wir uns doch ein für allemal vom Halse halten. Das fehlte noch, daß die Sprache Lessings und Goethes hundert Jahre später durch Wiener Zeitungsdeutsch „aufgebessert“ würde!

(Fortsetzung folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Münchener Flugschriften. Mit den „Modernen“ ergeht es uns wie mit den Sozialdemokraten. Begierig greifen wir nach jeder neuen Proklamation in der Hoffnung, endlich einmal nicht in Drakelsprüchen, sondern in gemeinverständlich, klaren Worten das Programm der Gemeinde zu erhalten, und immer wieder werden wir mit Sätzen abgesselt, bei denen sich wahrscheinlich die Eingeweichten etwas bestimmtes denken, die aber für die Außenstehenden eine verfängliche Ähnlichkeit mit den Thronreden Sarastro's haben. Auch die von Dr. M. G. Conrad, der ja wohl die Würde des Hohenpriesters der Modernen bekleidet, herausgegebenen Münchener Flugschriften (1. Die Moderne, Vortrag von M. G. C. 2. Deutsche Lyrik von heute, Vortrag von D. J. Bierbaum) bieten nichts Neues, als die Mitteilung, daß in München eine „Gesellschaft für modernes Leben“ unter Dr. Conrads Vorsitz gegründet worden ist. Die Gesellschaft „stellt sich zur Aufgabe die Pflege und Verbreitung modernen schöpferischen Geistes auf allen Gebieten“ und veranstaltet zu diesem Zwecke Vortragsabende, an denen „einschlägige Fragen theoretisch und durch Vorlesung moderner Geisteswerke jeder Gattung beleuchtet werden.“ sie wird eine „freie Bühne“ errichten, Sonderausstellungen von „die moderne Entwicklung besonders kennzeichnenden Werken der der Gesellschaft angehörnden bildenden Künstler“ veranstalten und endlich eine Zeitschrift herausgeben — wohl eben die Flugblätter. Daß die Moderne modern ist, geht allerdings aus diesen Sätzen hervor, denen sich die Verlagshandlung mit der Versicherung anschließt, sie sei „mit dem modernsten Letternmaterial reichhaltig assortirt.“ Leider klären uns auch diese Lettern nicht auf, denn abgesehen von einigen Schnörkeln an den Titelschriften sehen sie den allgemein gebräuchlichen täuschend ähnlich. Die fortwährende Wiederholung des einen Schlagworts macht uns nicht klüger, als den armen Poeten, dem seine Wirtin mit der Polizei drohte, der Schlußtrumpf: „Weiß er, was die Polizei ist? Das ist die — Polizei!“

„Haben wir jene Summe eigenartiger geistiger Frucht auf allen Feldern der wissenschaftlichen, literarischen, künstlerischen und sozialen Welterneuerung (!), daß wir uns einen positiven Inhalt zu dem Begriff der Moderne in reicher Mannichfaltigkeit leisten können?“ fragt Conrad und antwortet sich selbst: „Ja, wir haben sie; also! . . . die Hand ans Werk!“ Auf staatliche Fürsorge dürfe nicht gewartet werden. „Der harmonische, vernünftige, menschlichele Neubau des Lebens muß vor gefährlichen Krisen behütet werden,“ daran will die Gesellschaft mitwirken durch

Grenzboten I 1891